



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

für manche Gewerke Vereinigungen zu gemeinsamen Einkäufen und wol auch Verkäufen Magazine vortheilhaft sind, obgleich die wohlhabenden Meister sich gewöhnlich nicht dabei betheiligen. Auf eine noch höhere Stufe müssen wir die Vereinigung zu gegenseitiger (Geld- oder Arbeits-) Unterstützung für Alter, Krankheit, Tod und Wittwe stellen, obgleich sie nicht leicht auszuführen und nur präservativ ist. Das höchste und beste ist aber und bleibt das vielfache und doch einfache Mittel von Geschicklichkeit, Solidität, Fleiß und Sparsamkeit.

Wird schließlich gefragt, wer denn eigentlich der Handwerker sei, wer bei dem bevorstehenden, um sich greifenden fabrikmäßigen Betriebe als solcher allenfalls übrigbleibe, so brauchen wir uns zunächst blos an das Wort zu halten. Der Handwerker ist der, welcher vermöge der Hand wirkt, d. h. seine physische Kraft selbst oder persönlich wesentlich auf die Fertigung der Gegenstände verwendet, deshalb der physische Hauptarbeiter der Werkstelle und dabei insofern selbstständig ist, als er unmittelbar frei an die Consumenten verkauft. Wer dagegen durch Capital und auf Grund desselben mehr geistig als physisch wirkt, also durch Anordnung, Vertheilung der Arbeit u. s. w., der ist der Fabrikant, selbst wenn er ein Handwerker heißt. Ist auf der einen Seite wesentlich die Hand — allerdings nicht ohne den Kopf — wirksam, so ist es auf der andern Seite wesentlich der Kopf, aber nur mit Hilfe des Capitals, wenn auch oft nicht ohne die Hand.

Neue Literatur.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Schilderungen nach Selbstausschauung, theils auch berühmter Zeitgenossen aus dem Leben von Goethe, Schiller u. s. w. 2 Bde. Berlin, Vereinsbuchhandlung. —

Der Herr Herausgeber setzt auf dem Titel, wie in der Vorrede hinzu, daß die Schilderungen bisher in keiner Sammlung vorkommen. Er hätte die Art und Weise der Entstehung angeben sollen; soviel wir übersehen können, sind sie sämmtlich aus dem Gesellschafter entnommen; vielleicht sind sie dann aus dieser Quelle auch in andre Sammlungen übergegangen, und so ist denn jene Versicherung des Herausgebers nur mit Einschränkungen zu verstehen. — Die Schilderungen über Goethe enthalten 126 Seiten, allein in diesen ist sehr wenig Neues. Die Darstellung von dem Versuch Kozebues, durch eine feierliche Krönung Schillers Goethe zu ärgern, ist bereits in Falk, ferner in der kleinen Schmähchrift gegen Goethe, die nach des Dichters Tode in Weimar erschien, sehr ausführlich enthalten; in der letzteren, soviel wir uns erinnern, in wörtlicher Uebereinstimmung mit dem Vorliegenden. Der Brief von Goethes Eltern

an Schönborn ist in der Sammlung von Jahn. Die Jubelfeier Goethes von 1825, die beiläufig ziemlich uninteressant ist, findet man bereits in übertriebener Ausführlichkeit in Zelters Briefwechsel. Das Tagebuch der Schauspielerin Fanny Kemble über das Verhältniß Goethes zu Lotte wird durch das Erscheinen der Kestnerschen Briefe überflüssig gemacht. So bleibt im Grunde nichts Anderes übrig, als die Unterredung des Professor Dietmar mit Goethe 1786, die aber im Detail ohne Zweifel ungenau ist. — Eine hübsche Anekdote über die Unverschämtheit der Touristen, den berühmten Dichter zu überlaufen, die uns noch unbekannt war, finden wir S. 133. Der Gatte der Madame Händel-Schütz, trat einmal bei ihm ein, ohne gemeldet zu sein; da trat Goethe aus der nächsten Thür und fragte ihn: „wer sind Sie?“ Schütz antwortete: „ich bin der Verfasser von“ — und nun nannte er den Titel einer verschollenen kleinen Schrift. „Und wer ist denn der?“ war die zweite Frage Goethes, die jener so übelnahm, daß er sich ohne Abschied entfernte. — Die Geschichte von der närrischen Adoration Schillers in Lauchstädt durch Hallenser Studenten 1803 haben wir gleichfalls schon gelesen; wahrscheinlich in einer Schrift von Döring. Aus der Zeit von Schillers Anwesenheit in Berlin 1804 erfahren wir, daß Schiller von den Söhnen des Thals außerordentlich eingenommen gewesen ist. — Ueber Wielands Privatleben erfahren wir mehre recht interessante Curiosa. Am meisten Spas hat uns die Erzählung vom Zusammenleben Wielands mit Sophie Brentano, 1800, gemacht. Die beiden Herrschaften sagen sich die erstaunlichsten Zärtlichkeiten, schwärmen miteinander über höhere Liebe, und dazu ließt ihr Wieland — den Aristipp vor. — Eine sehr amüsante Epifode aus dem Leben Heinrichs v. Kleist erzählt Peguillen. Ein paar Monate vor dem Tode des Dichters versuchte Frau Händel-Schütz ihn in den höheren Mysterien verschwisterter Seelen u. s. w. zu unterrichten, was den keuschen Dichter so außer Fassung setzte, daß er ohne Hut aus der Gesellschaft stürzte und in einen förmlichen Wuthausbruch gerieth. — Ferner erwähnen wir die Schilderung von den Gesellschaften der Johanna Schopenhauer in Weimar, die seit 1806 den Mittelpunkt der schönen Geister bildeten. Sehr erfreut haben uns die Anekdoten über Chamisso, die uns ihn wieder in seiner vollen Liebenswürdigkeit zeigen. Wir führen die eine an. Er unterhielt sich mit Friedrich Kurts über den Ahasver von Moson. „Ich kann nicht glauben,“ sagte er, „daß er stark gelesen wird, aber es geschieht ihm immer recht, warum geht er auch an ein Thema, das uns fremd ist! Es ist nicht gut, nicht gut,“ setzte er mit Unwillen hinzu, „die Dichter sind alle viel zu stolz, ein Dichter muß nicht stolz sein und das aufgreifen, was die Zeit ihm gibt und was die Welt haben will. Der Ahasver, ja was ist der Ahasver, was geht mich der Ahasver an? . . . Ein Dichter muß sich nicht suchen, er muß Gott danken, wenn er all das Gefundene so aussprechen kann, wie er es fühlt! Thema, Thema, Thema ist allenthalben,

und es wäre gut, wenn alle nur das schrieben, was sie müssen! Man muß hier nicht immer von der Zeit sprechen; auch individuelle Zustände sind voll Kraft und Leben, der Stoff muß immer den Dichter bewältigen, dann sieh zu, wie du fertig wirst! Und wem's Gott gegeben, der wird schon fertig!" — Wichtig sind ferner die Beiträge zum Leben von Zacharias Werner; sie finden sich weder in der Biographie von Hitzig, noch in der nach unsrer Ansicht ungleich wichtigeren von Stephan Schüze. Es werden uns darin die Beziehungen Werners zu zwei eigenthümlichen Menschen, Raphael Bock und Christian Mayr, auseinandergesetzt. Der erste, den Werner 1803 auf einer Reise nach Königsberg kennen lernte, trat bald darauf zur katholischen Kirche über, sehr gegen die damalige Ansicht Werners, der von seinem maurerischen Geheimbund das Heil der Welt erwartete, wurde Mönch, fand aber darin keine Befriedigung und kehrte zum Protestantismus zurück. Fichte fand Anlagen zur Philosophie in diesem Mann, was denjenigen, die den wackeren Secretär der Königsberger Bibliothek persönlich gekannt haben, ziemlich wunderbar vorkommen muß. — Einflußreicher war die Erscheinung Mayrs, der eine Zeitlang Geheimsecretär bei Wöllner war. Mayrs äußere Erscheinung war außerordentlich zu nennen: ein kleiner, krummer Mann, schielend, glasköpfig, schwache Kinderbeinchen, auf denen ein breiter Rumpf und ausgedehnter Schädel ruhte, sein Gang schleichend, die Stirn hochgewölbt, vielfach von feinem blauem Geäder durchzogen; sein Staatsanzug beim Besuch der Freimaurerlogen, und wenn er nicht als Prediger fungirte, höchst sonderbar: Schuhe mit großen blizenden Schnallen, schwarzseidene Strümpfe, schwarzatlasne Beinkleider und Weste, ein orangenfarbener Leibrock mit großen schwarzen Knöpfen besetzt. Um ein Gesicht aus der Apokalypse zu verwirklichen, verschlang er den größten Theil eines Bibellexemplars, trug aber statt der gehofften Erleichterung ein hitziges Fieber davon. Er verfiel durch das Nachsinnen über das Geheimniß der Trinität in Geistesverrückung, schoß mit Pistolen von der Kanzel und verwundete wirklich einen bei seiner Predigt eingeschlafenen Mann, auf den er mit den Worten schoß: „Dich will ich wecken.“ Alles erfaßte er materiell: beim Abendmahl wollte er wirkliches Fleisch und Blut hervorbringen; alle Religionsformen mischte er, hörte oft an einem Tage des Morgens Messe, auf seinem Angesicht liegend, predigte dann in seiner Kirche und ertheilte die Communion und endete den Tag mit dem Besuch der Mennonitengemeinde, der Synagoge und der Freimaurerloge. Alle diese Geschichten müssen demjenigen unbegreiflich vorkommen, der nicht noch den Bodensatz der alten Schönherrschen Sekte in Königsberg gekannt hat, einer Sekte, an welcher Mitglieder der höchsten Aristokratie theilhaftig waren. Dieser Mann nun stand nach den vorliegenden Mittheilungen mit den „Kreuzesbrüdern im Orient“ in Verbindung, und ihre Correspondenz ging über Bukarest. Diesen Brüdern wollte er seinen Freund Werner zuführen.

Werner gab sich ihm vertrauensvoll hin. In einem Briefe Werners, der dem Herausgeber vorliegt, „küßte ihm dieser seine heiligen Hände.“ Werners Freunde sollten, ohne es zu wissen, eine Pflanzschule bilden, aus welcher dann Werner die Herangereiften seinem Meister zur Aufnahme in die höheren Grade der Rosenkreuzerei zuzuführen gedachte. Auch Iffland war bestimmt, unbewußt für das Werk der Söhne des Thals zu wirken. Der Herausgeber theilt über dieses Verhältniß ein höchst interessantes Actenstück aus Warschau 1804 mit, von wo aus die Correspondenz mit Mayr am lebhaftesten betrieben wurde. Werner faßte in der Folge Mißtrauen gegen seinen Meister, und dieses Mißtrauen gehörte zu den Beweggründen seines Uebertritts zum Katholicismus. — Sehr lustig sind auch die Anekdoten von dem Pater Hoffbauer, dem General der Redemptoristen, der den Predigten Werners in Wien gewissermaßen Concurrrenz machte. — Während Werners Aufenthaltes in Berlin wurde sein uner-schütterlicher Glaube an Wunder, Gespenster und Hexen zur Mystification benutzt. Eines Abends hatten sich alle andern verbündet zur Erzählung von Geister- und sonstigen Spukgeschichten, denen aber jedes Mal, wenn sie ihren augenblicklichen Eindruck gemacht hatten, die natürliche Lösung folgen mußte. Werner hörte anfangs mit genussreicher Aufmerksamkeit zu, wurde aber allmählig bei jeder natürlichen Aufklärung verstimmt, dann heftig, und als eben der Bericht von einer Verherung durch eine höchst komische Erklärung sich in Nichts verwandelt und sehr gelacht wurde, gerieth Werner außer sich, schlug mit geballter Faust auf den Tisch, schrie dabei: „Hexen geben es!“ (Provinzialismus für: „Hexen gibt es!“), verließ stürmisch das Zimmer, und es bedurfte mehrmaligen Zuredens, ehe er sich wieder in jenem Familienkreise sehen ließ. — Eine andre gastronomische Anekdote, die als Gegensatz äußerst spaßhaft ist, möge man im Buch selbst nachschlagen. — Interessant sind ferner die Mittheilungen über Arnim. Der Dichter, dessen menschlich liebenswürdige und selbst bedeutende Seiten der Herausgeber mit Recht hervorhebt, schrieb 1817 über Stillings Geisterkunde einen Aufsatz, in dem sein Glaube an die Welt des Spuks ebenso lebhaft hervortrat, als bei Werner; wir müssen indeß hinzufügen, daß bei Arnim dieser Glaube doch eine andre Form hatte. Es war eigentlich nur Skepticismus, d. h. ein Skepticismus, der sich nicht gegen die überirdische Welt, sondern gegen das Gesez der Wirklichkeit, gegen das Einmaleins u. s. w. richtete. „Die neuere deutsche Physik kann Geistererscheinungen gar nicht bestreiten, sowie sie fast nothwendig auf den thierischen Magnetismus und höhere Weltorganisation führt, weil sie, den niederen Organismus rein auffassend, schon die Fußtritte höherer Wesen auf den Köpfen der niederen ansteigenden wahrnimmt und anerkennt.“ — Daß er unter diesen Umständen vor der zersezenden und negirenden Kritik einen großen Abscheu hatte, ist natürlich. Indesß waren seine Kritiker nicht blos Nicolais, es gehörte unter andern auch Goethe dazu.

— Schlimmer war es mit dem Glauben seines Freundes Clemens Brentano. Als Gubitz einmal im Gesellschafter den Satz hatte drucken lassen: „kann man wol christlicher beten, als Sokrates gebetet hat?“ stürzte Clemens Brentano mit großer Hefigkeit zu ihm und suchte ihm lange Zeit auseinanderzusetzen, daß eine solche Behauptung eine schwere Sünde wäre, daß man an die Wahrheit der Wunder und Zeichen zu glauben habe, die eben damals wieder durch vielfache Berichte als Thatsachen constatirt wurden. Endlich verdroß ihn das Schweigen des andern, er schalt auf diesen erfrorenen Glauben, und da nun Gubitz sich des Lachens nicht länger erwehren konnte, erhob der Redner seine sehr wohlklingende Stimme zur höchsten Kraft und sprach: „nun denn, so möge Euch werden, was Euch gebührt, und das Strafgericht ist Euch nicht fern, denn im Jahre 1829 erfolgt die Wiederkunft des Heilandes und im Jahre 1830 das Weltgericht!“ Und damit verließ er das Haus voller Entrüstung. — Einige Monate darauf stürzte Brentano plötzlich wieder ins Zimmer, warf sich auf einen Stuhl und rief lautweinend: „ich habe mein Gelübde gebrochen, mein Gelübde gebrochen!“ Lange konnte er sich nicht erholen, bis er endlich mit der tiefsten Zerknirschung erzählte, er sei mit sich und der Welt völlig zerfallen, und habe sich das Gelübde auferlegt, in Sühne und Buße den Hungertod zu sterben, und sich zu diesem Zweck bereits zwei Tage eingeschlossen. Da wäre er nun von seinen Gedanken bestürmt worden, noch einmal seine Freunde zu besuchen; unterwegs habe er der Versuchung von ein paar Brötchen nicht widerstehen können, er habe sie gegessen und sei nun in Verzweiflung über den Bruch seines Gelübdes. Gubitz sprach ihm Trost ein und bemerkte dabei, daß er die Sehnsucht, nochmals seine Freunde zu besuchen, eigentlich wol als eine himmlische Warnung betrachten müsse. Dies schien ihm einzuleuchten und er versicherte endlich, sich einer andern Sühne weihen zu wollen. Bald darauf reiste er von Berlin ab und ging ins Kloster.

Dies, meine Herren, war die Crème der Bildung, die man unter dem Namen der romantischen so lange Zeit gehätschelt hat, für die man mitunter noch heute Propaganda macht. — Dem Herausgeber gebührt Dank, daß er derartige Thatsachen zur allgemeinen Kenntniß bringt. Zur Ergänzung möchten wir noch auf den Bericht Barmhagens über Justinus Kerner im dritten Bande seiner Denkwürdigkeiten verweisen. —

Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften von Ludwig Kellstab. Viertes Theil. Leipzig, F. A. Brockhaus. —

Der Haupttheil dieser Sammlung enthält die Biographie Ludwig Bergers, des bekannten Componisten, geb. 1777 in Berlin, gest. daselbst 1839, den Kellstab neben C. M. von Weber und Bernhard Klein stellt und dem er vor beiden den Vorzug gibt; ferner einen Besuch bei Jean Paul 1821, dem der Grenzboten. I. 1855.

Verfasser mit einer Empfindung entgegenkommt, für welche der Ausdruck Anbetung noch lange nicht genügen würde. Viel Neues erfahren wir daraus nicht. Wie Jean Paul sich räuspert und spuckt, haben uns nun bereits 999 Touristen erzählt. Unbekannt war uns, daß Tied mit Jean Paul in ziemlich lebhaftem brieflichen Verkehr stand, daß er dessen „Flegeljahre“ sehr liebte, und daß Jean Paul von Hoffmann nichts halten wollte. — Einen bessern Eindruck macht der Besuch bei Beethoven, 1825. Hier ist die Wärme und Verehrung wohlthuend. Kellstab macht von seinem Aeußern folgende Beschreibung. Das fast durchweg graue Haar erhob sich buschig, ungeordnet auf seinem Scheitel, nicht gelockt, nicht kraus, nicht starr, ein Gemisch aus allem. Die Züge erschienen auf den ersten Blick wenig bedeutend; das Gesicht war viel kleiner, als iches mir nach den in eine gewaltsam geniale Wildheit gezwängten Bildnissen vorgestellt hatte. Nichts drückte jene Schrofheit, jene stürmische Fessellosigkeit aus, die man seiner Physiognomie geliehet, um sie in Uebereinstimmung mit seinen Werken zu bringen. Weshalb sollte denn aber auch Beethovens Angesicht aussehen wie seine Partituren? Seine Farbe war bräunlich, doch nicht jenes gesunde kräftige Braun, das sich der Jäger erwirbt, sondern mit einem gelblich fränkenden Ton versetzt. Die Nase schmal, scharf, der Mund wohlwollend, das Auge klein, blasgrau, doch sprechend. Wehmuth, Leiden, Güte las ich auf seinem Angesicht; doch, ich wiederhole es, nicht ein Zug der Härte, nicht einer der mächtigen Kühnheit, die den Schwung seines Geistes bezeichnet, war auch nur vorübergehend zu bemerken. — Kellstab wollte ihm einen Operntext anbieten. Er fragte in der traurigen Art und Weise, welche Beethovens Taubheit nothwendig machte, durch eine Schreibtasel, welche Gattung Beethoven vorziehen würde. „Auf die Gattung,“ antwortete Beethoven, „kame mirs wenig an, wenn der Stoff mich anzieht. Doch ich muß mit Liebe und Innigkeit darangehen können. Opern, wie „Don Juan“ und „Figaro“ könnte ich nicht componiren. Dagegen habe ich einen Widerwillen — ich hätte solche Stoffe nicht wählen können,“ fuhr er fort, „sie sind mir zu leichtfertig!“ Die Aeußerung hält der Verfasser mit Recht für sehr charakteristisch. Dankenswerth ist auch eine Erzählung Webers über seinen letzten Besuch bei Beethoven. „Wir waren,“ erzählte er Kellstab, „mehrmals bei ihm gewesen, doch er hatte sich immer nicht sprechen lassen. Er war unwohl, menschenscheu, trübsinnig. Endlich gelang es uns, eine günstige Stunde zu treffen. Wir traten ein; er saß am Arbeitstisch; nicht eben freundlich stand er auf. Er hatte mich vor Jahren schon gut gekannt und so kamen wir bald in trauliches Gespräch. Da trat er plötzlich dicht vor mich hin, legte beide Hände auf meine Schultern, schüttelte mich kräftig und herzlich und rief: „Du bist ein braver Kerl geworden!“ und dann küßte er mich mit wahrer Freundschaft und Liebe. Von allem, was mir

an Beifall, Glanz und Ehre in Wien zutheilgeworden, hat mich nichts so im Tiefsten ergriffen, als dieser brüderliche Kuß Beethovens.“ — Recht liebenswürdig hat Kellstab sein Zusammentreffen mit dem Wunderknaben Felix Mendelssohn-Bartholdy in Weimar erzählt, wo dieser durch seinen Lehrer Zelter 1821 bei Goethe eingeführt wurde. Der wunderbar begabte junge Künstler entwickelte schon damals einzelne Züge, in denen die Grundeigentümlichkeit seines Charakters hervortrat. Man ist in neuerer Zeit auf manche Schwächen in dem Schaffen Mendelssohns aufmerksam geworden, welche die frühere unbedingte Verehrung übersah. Es wäre nun wol einmal an der Zeit, daß von einer kundigen Feder das Große zusammengestellt würde, welches die moderne Kunst einem ebenso allseitigen als künstlerisch edlen und gewissenhaften Streben verdankt; Mendelssohn gehört nicht in die Reihe der schöpferischen Kräfte, aber was vollendete Geschmacksbildung und Ehrlichkeit des künstlerischen Enthusiasmus betrifft, hat er in der Geschichte der Musik kaum seinesgleichen. — Wir erlauben uns zu der Besprechung dieser beiden zusammengehörigen Werke noch ein drittes hinzuzufügen, dessen Gegenstand etwas weiter davon abliegt.

Studj orientali e linguistici, raccolta periodica di G. J. Ascoli, membra della società orientale germanica di Halle e Lipsia. Fasciolo primo. In Milano, Volpato. —

Auf Schriften ähnlichen Inhalts das deutsche Publicum hinzuweisen, ist um so wichtiger, jemehr sich bisher die italienische Literatur von dem übrigen Weltverkehr isolirt hat. Was in Deutschland, England oder Frankreich geschrieben wird, geht, wenn es nur von irgendeiner Bedeutung ist, sofort in den allgemeinen Weltverkehr über; von der italienischen Literatur dagegen nimmt man ziemlich wenig Notiz; und ebenso dringen die deutschen und englischen Studien nur in äußerst geringer Zahl über die Alpen. Für die Poesie würde eine solche Isolirtheit manche Vortheile haben, da in dieser Beziehung durch das Weltbürgerthum alle künstlerische Physiognomie unterdrückt wird; aber grade hier hört leider die Grenzmauer auf. Der französische Roman und das französische Theater dominirt in Italien grade ebenso, wie in allen übrigen Ländern Europas. Um so erfreulicher muß die gegenwärtige Schrift auf uns wirken, da sie zeigt, daß der wissenschaftliche Zusammenhang zwischen den Nationen Europas doch nicht ganz aufgehoben ist. Der Verfasser zeigt in seiner Einleitung, welche eine philosophisch-historische Skizze über die Bildung und den Zusammenhang der Sprachen und namentlich über die moderne Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft enthält, daß er mit den deutschen Studien wohlbekannt ist. Er läßt dann eine kurze Uebersicht des indischen Epos folgen und gibt dann die Probe einer Uebersetzung aus der

Episoden des Mal. Die ersten beiden Gesänge hat er in Prosa, die drei folgenden in Terzinen übersetzt, und zur Vergleichung hat er an die Seite den Sanskrittext hingestellt, mit lateinischen Lettern. Die Uebersetzung ist vorzüglich und die zahlreichen hinzugefügten Anmerkungen grade für das Studium eines Anfängers sehr zweckmäßig eingerichtet. Das Buch verdient also auch in Deutschland verbreitet zu werden. —

Ein Seelengemälde. Von E. Mery. 3 Bde. Königsberg, Samter. —

Der Roman ist unstreitig von einer Dame; die Gedankenverbindung wie die Art und Weise des Empfindens ist durchaus weiblich. Der Verfasserin hat das Problem der Lelia vorgeschwebt und sie hat das Bestreben der neuern Zeit, die Quelle des Göttlichen im eignen Herzen zu suchen, und sich von der Autorität und den Ueberlieferungen loszureißen, in der Seele eines reichbegabten Weibes durchzuführen gesucht. Es wäre ihr diese Aufgabe unzweifelhaft besser gelungen, wenn sie ihr eignes Gefühl mehr gezügelt hätte; aber dieses ist so unruhig bewegt, so überströmend, daß nicht bloß die psychologische Entwicklung, sondern auch der Gang der Begebenheiten dadurch undeutlich wird. Das Buch ist nicht arm an einzelnen interessanten Zügen; umsomehr müssen wir bedauern, daß seine Wirkung durch die Unvollkommenheit und Ueberschwenglichkeit der Form beeinträchtigt wird. —

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Märchensammlung. Leipzig, Barth. —

Der Verfasser zeigt einen guten Geschmack in der Verspottung der verschiedenen Narrheiten, in welche die moderne Lyrik verfallen ist; indeß reicht diese richtige Geschmacksbildung doch nicht aus, satirischen Gedichten, einer Gattung, die überhaupt unerträglich ist, eine günstige Aufnahme zu bereiten. Einzelne sehr glückliche Einfälle rufen zwar hin und wieder in diesem Büchlein ein Lächeln hervor, aber das Ganze wirkt doch im Grunde verstimmend. Wir möchten hier auf die goldenen Worte hinweisen, welche Goethe im 32. Band S. 455 u. den jungen Lyrikern zuruft: „Der junge Dichter spreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Gestalt es auch sein möge; er beseitige streng allen Widergeist, alles Mißwollen, Mißreden und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus . . . Poetischer Gehalt ist Gehalt des eignen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüstern, aber nicht verkümmern . . . Man halte sich ans fortschreitende Leben und prüfe sich bei Gelegenheiten; denn da beweist sich im Augenblick, ob wir lebendig sind, und bei späterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.“ — Die Poesie, welche der Kritik ins Handwerk greift, ist ebenso unerfreulich, als die Kritik, welche

poetisch zu pfuschen versucht. Wenn der Kritiker eine poetische Ader hat, so möge er versuchen, dieser in wirklichen Dichtungen Luft zu machen, und wenn der Dichter sich gedrungen fühlt, sein Urtheil geltendzumachen, so möge er es in derselben Art motiviren, wie der ehrliche Kritiker. Die Zeit der Xenien ist ebenso vorüber, wie die Zeit der Herzensergießungen; beides war doch eigentlich auch nur eine Verirrung des Geschmacks. — Wir können uns nicht enthalten, noch eine andere Stelle aus jenem Aufsatz von Goethe auszusprechen, weil sie die Hauptsache enthält, welche man dem schwächlichen Uebermuth unsrer heutigen kleinen Poeten immer von neuem entgegenhalten muß. Goethe spricht von dem Inhalt der modernen Lyriker und fährt dann fort: „Leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzeln und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.“ —

Napoleon III. und die gegenwärtige Weltkrisis vom deutschen Standpunkte. Leipzig, Kimmelmann. —

Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß der Kaiser Napoleon der vortrefflichste Herrscher von der Welt sei und daß Frankreich sich nie so glücklich befunden habe, als jetzt. Nun wäre an sich ja nichts dagegen zu sagen, denn wir haben alle Ursache, mit dem Kaiser Napoleon in gutem Einvernehmen zu leben, und es ist uns für den Augenblick sehr gelegen und bequem, daß Frankreich eine vorwiegend militärische Verfassung hat, da dieser Umstand allein einen erfolgreichen Kampf gegen Rußland möglich macht. Wir wünschen auf das lebhafteste, daß es dem Kaiser gelingen möge, seine Herrschaft dauernd zu befestigen, denn wir haben die volle Ueberzeugung gewonnen, daß alle Revolutionen in Frankreich nicht das mindeste fruchten. Wenn heute die Orleans auf den Thron kommen oder das Kind des Mirakels oder wenn die Republik eingerichtet wird, so geht morgen die alte Geschichte von neuem los. Allein wir sind der Ueberzeugung, daß man das neue Regiment am besten stützt, wenn man es als eine vollendete Thatsache hinnimmt und sich über die Entstehung desselben ic. keine Gedanken macht. Eine zu weit ausgedehnte Apologie schadet ihrem Zweck, denn sie ruft die natürliche Reaction hervor. Einmal finden wir es unrecht, daß man, um den Kaiser zu erheben, seine Vorgänger, die Orleans schmäht; sodann finden

wir es unrecht, daß man, um eine vereinzelte Thatsache zu rechtfertigen, gemeinschädliche Maximen aufstellt. Was wir von der sogenannten Volkssouveränität halten, d. h. von der Abstimmung der gesammten Masse der Bevölkerung über eine beliebige politische Frage, haben wir schon mehrfach erörtert. Gellert hat eine allerliebste Fabel geschrieben: Die Bauern und der Amtmann, die folgendermaßen schließt:

„Ihr Dörsen, die ihr alle seid,

Euch Flegeln geb ich den Bescheid,

Ihr sollt den Herrn zu euerm Pfarrn behalten.

Sagt, wollt ihr oder nicht? denn jetzt sind wir noch da.“ —

Die Bauern lächelten: „Ach ja, Herr Amtmann, ja.“

Der Erfolg würde wol in den meisten Fällen der nämliche sein, allein wir würden es doch für unzumuthig halten, politische Fragen immer in der Weise des groben Amtmanns zum Austrag zu bringen. Endlich halten wir es für unrecht, das Bewußtsein von der Integrität der deutschen Nation dem Napoleonismus gegenüber abschwächen zu wollen. Die Sache fängt an, sehr ernsthaft zu werden. Wir haben so laut und energisch, wie es der Presse nur irgend möglich ist, das Verhalten der österreichischen Regierung in der orientalischen Angelegenheit anerkannt, gebilligt und andern Staaten zur Nachahmung empfohlen. Nun stellen sich aber eine Masse liebedienerischer Anhänger ein, von denen die österreichische Regierung hoffentlich bald sagen wird: „Herr, bewahre mich vor meinen Freunden, vor meinen Feinden will ich mich schon selber behüten.“ Ein großes Wiener Blatt hat viel Wesens von dem Brüllen des österreichischen Löwen gemacht und sich darüber beschwert, daß die andern Bestien im deutschen Stall nicht gleichfalls brüllten; es hat von dem großmüthigen Schutz gesprochen, den dieser Löwe seinen Mitthieren angedeihen lasse; es hat auf die durch Hegelsche Philosophie vollständig corrumpirte deutsche Nationalität mit großer Verachtung herabgesehen und die österreichische Regierung ermahnt, sich lieber auf die naturwüchsige Kraft der Anaken, Kumanen, Jazygen, Szekler u. s. w. zu stützen, anstatt auf das morsche Deutschland. Wir wissen nicht, welcher von diesen naturwüchsigen Nationalitäten der Verfasser angehört, oder ob er vielleicht ein Angehöriger jenes kosmopolitischen Stammes ist, welcher die österreichische Presse fast ausschließlich repräsentirt; auf alle Fälle würden wir vermuthen, wenn es nicht gerade Winter wäre, er leide am Sonnenstich. Die liberale Partei in Norddeutschland hat allerdings das zweckmäßige Verfahren der österreichischen Regierung gelobt und das unzumuthige Verfahren anderer Regierungen getadelt, aber wenn man die Nationalitäten gegeneinanderstellen will, so wollen wir uns doch noch erst besinnen, ob wir die Jazygen, Kumanen und andere naturwüchsige Völkerschaften an unsre Spitze stellen; vorläufig gehören sie noch in die

Menagerie. Möchte der Theil der österreichischen Presse, der wirklich deutsch und in der Gesinnung mit uns verbündet ist, doch recht schnell und energisch solchen Narren ihr Recht widersfahren lassen, damit das neuentstandene gute Verhältniß nicht wieder getrübt werde. —

Paris in Skizzen aus dem Volksleben von Eduard Schmidt. Berlin, Hayn. —

Das Büchlein enthält Novellen aus den verschiedenen Schichten des Pariser Volkslebens, zum Theil recht lebhaft und anschaulich erzählt. Es ist schade, daß der Verfasser seinen guten Stil durch Aneignung französischer Formen einigermassen corrumpirt hat.

Bernhard von Weimar, Trauerspiel.

In Weimar ist eine neue Tragödie, Bernhard von Weimar, über die Bühne gegangen, und Sie werden hören wollen, was ich davon halte. In der That interessirt mich sowol der deutsche Fürst, zu dessen Verherrlichung das Stück beitragen soll, als auch die Frage, ob wir Deutschen wirklich jetzt in dem patriotischen Trauerspiel etwas zustandebringen können. Auch kann ich wol insofern unparteiisch urtheilen, als mir der Verfasser (es wird ein Staatsanwaltsgehilfe in Weimar Herr Wilhelm Genast genannt) durchaus unbekannt ist.

Das Stück umfaßt die Schicksale Bernhards nach der Schlacht bei Nordlingen bis zu seinem Tode, einen Zeitraum von sechs Jahren. Der erste Act spielt 1634 auf der Gustavsburg bei Lorsch und enthält die Abweisung Bernhards auf die vom Kaiser angebotenen Vermittlungsvorschläge, sowie den Tractat mit Frankreich. Der zweite Act führt uns nach Paris (1637) und schildert Richelieus Pläne, Bernhards Vorrücken gegen die Kaiserlichen zu verzögern, sowie Bernhards Auftreten in Paris; auch knüpft sich da eine Nebenhandlung an, indem der von Richelieu verfolgte protestantische Herzog von Rohan von Bernhard in Schutz genommen wird, und zugleich dessen Tochter, Elise Rohan, sich in Bernhard verliebt und von ihm Gegenliebe erfährt. Der dritte Act spielt an verschiedenen Plätzen am Rhein und ist ganz mit den Thaten Bernhards bei Rheinfelden und vor Breisach angefüllt. Der vierte Act bewegt sich theils in Paris um Richelieus Vergiftungsplan gegen Bernhard, theils um Bernhards größere politische Pläne, die Verbindung mit England u. s. w. in Pontarlier 1639. Der fünfte Act spielt zu Neuenburg am Rhein; in ihm wird Bernhard zu Anfang auf dem Gipfel seiner kühnen Rettungshoffnungen